



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

halb seiner Grenzen die Grenzboten sesshaft geworden sind, und in diesem Gefühl dürfen wir auf den Ehrentag unsers geistigen Oberhauptes die Worte des Symbols anwenden:

Hier wunden sich Kronen
In ewiger Stille.
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen.

Unsre Hoffnung ist das Weitergrünen unsrer grünen Blätter.

A. Philippi



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Die jüngst vom Kaiser in Hannover gehaltne Ansprache, die daran erinnerte, daß die Preußen es waren, die bei Belle-Alliance die Engländer vor der Vernichtung retteten, hat einen Teil der englischen Presse mächtig aufgeregt. Dergleichen Wahrheiten verträgt der englische Nationalstolz nicht, und namentlich unserm jetzigen Kaiser gegenüber ist man drüben zum Übelnehmen ganz besonders geneigt, weil der britische Dünkel in ihm viel weniger den Repräsentanten einer europäischen Großmacht als den Enkel der Königin Viktoria sieht, und der richtige Engländer sich diesen gesamten erlauchten Familienkreis in seiner weitesten Ausdehnung nicht anders als als britische Satrapie vorstellen kann. Wellingtons geschichtlich beglaubigtes Wort: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen,“ sollte ebenso wie der Empfang, der Blücher und Gneisenau nach dem Kriege in England zuteil geworden ist, jeden müßigen Streit auch für die Engländer im voraus abschneiden. Dem Ruhme des Herzogs von Wellington und der britischen Waffen tut es keinen Abbruch, daß Blücher und sein Heer sie bei Belle-Alliance vor einer vernichtenden Niederlage bewahrt haben, so wenig, wie etwa dem Ruhme Friedrichs des Großen die Tatsache, daß Zieten es war, der bei Torgau die Entscheidung brachte. Man darf jedoch dergleichen Empfindlichkeiten der heutigen Generation in England nicht verübeln. Sie hat eben die Geschichte jener Zeit anders gelernt als wir und vermag in den damaligen deutschen Truppen nur britische Hilfsvölker zu sehen. Daß die Unmöglichkeit, das französische Heer wieder zu sammeln, erst durch die Gneisenausche Verfolgung in der Nacht nach Belle-Alliance herbeigeführt worden war, wird man aus keiner englischen Geschichtschreibung je erfahren. Es sei hierbei der folgenden kleinen Episode gedacht. Als in den siebziger und den achtziger Jahren die Wandgemälde in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses geschaffen wurden, hatte Georg Bleibtreu eine Skizze des ihm aufgetragenen Wandbildes von Belle-Alliance vorgelegt. Der alte Kaiser befahl den gemeinsamen Vortrag des Kriegsministers von Ramecke, des Präsidenten Hitzig und des Zeughauskommandanten Generals von Tjing an Ort und Stelle, auch Bleibtreu war dazu entboten. Der Kaiser hatte an der Skizze auszusetzen, daß die Engländer zu wenig berücksichtigt seien, „was namentlich meinem Sohne und der Kronprinzessin nicht lieb sein wird.“ General Tjing nahm das Wort: „Majestät, ich war in London. Da habe ich im Westministerpalast ein Bild der Schlacht von Waterloo gesehen. Auf diesem Bilde reitet im Stabe des Herzogs von Wellington ein gewisser Fürst Blücher, sonst ist von den Preußen weiter keine Rede.“ „Das haben Sie gesehen?“ „Jawohl, Majestät.“ „Gut, dann soll es bei diesem Entwurf verbleiben.“ Später ist dann doch, wohl auf Intervention des Kronprinzen, eine

englische Reiterföhar hineingekommen, die mit den schlesischen Landwehreitern gegen die Höhe von Mont St. Jean vorstürmt.

Jenes Londoner Waterlooöbild im Westminsterpalast ist in hohem Grade bezeichnend für die englische Geschichtsauffassung, die sich gegen die Hannoverische Ansprache unsers Kaisers so hoch aufbäumt. Aber ist denn Wellingtons: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen“ etwas anderes als Admiral Seymours Ruf in der gefahrvollen Rückzugsnacht bei Hsiku am Peiho, am 22. Juni 1900: *Germans to the front!* England sollte stolz darauf sein, daß seine Kriegsgeschichte Waffentaten und Waffengefährten zu verzeichnen hat, auf die sich die britische Führung im verhängnisvollsten Augenblick mit hoher Zuversicht verlassen konnte. Man sollte meinen, daß sich solche Erinnerungen stärker als jede Unimosität erweisen müßten, die bei unserm Kaiser vorauszusetzen die englische Presse obendrein ganz und gar keinen Grund hat. Es gewinnt fast den Anschein, als ob man in diesem Augenblick in London nicht an die Zeit der Kämpfe auf Tod und Leben mit Frankreich erinnert sein wolle. Wir könnens abwarten.

Die Angelegenheiten von Posen und Westpreußen werden durch die im Reichshaushalt (Postetat) vorgesehenen Zulagen an die in den Ostmarken stationierten Postbeamten auch den Reichstag beschäftigen. Es handelt sich um 545 000 Mark, darunter 6000 Mark Erziehungsbeihilfen an höhere Beamte und ungefähr 8000 Mark Pensionszulagen. Damit ist das gesamte Gebiet der Polenpolitik der Erörterung des Reichstags preisgegeben, und der Standpunkt, daß die polnischen Dinge als Internum Preußens vor den Landtag gehören und den Reichstag nichts angehn, ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn Preußen auch diesen Teil der Ostmarkenzulagen übernommen und den Betrag der Postverwaltung zur Verfügung gestellt hätte. Es ist ja ohnehin der interessiertere Teil. Man wäre damit der Schwierigkeit aus dem Wege gegangen, die Polenpolitik im Reichstage diskutieren zu müssen, obendrein beim Postetat, und möglicherweise ein *Botum* herbeizuführen, das leicht unerwünscht und präjudiziell ausfallen kann. Die Neigung, den Reichsetat um eine halbe Million zu entlasten, wird im Reichstage nicht gering sein, ganz abgesehen von der prinzipiellen Seite der Sache. Aber prinzipiell unzulässig erscheint es wiederum, wenn ein Teil des Reichsapparats für normale Dienstleistungen einzelstaatlich subventioniert werden soll. Posen und Westpreußen sind die Ostmarken nicht nur Preußens, sondern auch des Reichs, und das Reich würde ja zum Beispiel auch die Kosten einer aus politischen Gründen nötigen Verstärkung der Garnisonen in diesen Landesteilen zu tragen haben. Hier ist also nicht nur „dem Reiche zu geben, was des Reiches ist,“ sondern auch „das Reich hat zu geben, was des Reiches ist,“ d. h. hat die Kosten zu tragen, die ihm obliegen gegenüber einer in ihrem eigensten Kern gegen die Integrität des Reichsgebiets gerichteten Bewegung. Freilich ist dann auch die Kritik und das Mitsprechen des Reichstags nicht zu umgehen. Preußen kann in die Lage kommen, daß der Reichstag sich gegen eine Politik erklärt, die der preußische Landtag schon gebilligt hat, und gegen Maßnahmen, die in Preußen schon Gesetz sind; jedenfalls ist die preußische Regierung dem ausgesetzt, so lange die Forderung fort dauert, mit dem Reichstag alljährlich ihre Polenpolitik diskutieren und dabei möglicherweise den Landtag hinterher gegen den Reichstag auszuspielen zu müssen. Unerwünschte Verhältnisse, die aber nach Lage der Dinge nicht umgangen werden können und jedenfalls zu ihrem Teile dahin drängen, unsrer Polenpolitik ein einheitliches, vom gesamten Reichs- und Staatsorganismus in allen seinen Teilen gleichmäßig zur Geltung zu bringendes, zweckbewusstes Handeln aufzuprägen.

Weitaus der größte Teil der polnischen Preußen hat sicherlich gar kein Bedürfnis, mit ihren deutschen Mitbürgern und mit den Behörden in Fehde zu leben. Diese zwei Drittel, wenn nicht weit mehr, unsrer Polen werden verhältnismäßig leicht regiert werden können, wenn man dem letzten Drittel, Viertel oder Zehntel die Mittel und Wege abschneidet, jene große Mehrheit durch eine fanatische Agi-

tation zu terrorisieren und sie in den Dienst nationalpolnischer Bestrebungen zu treiben, deren Wurzeln außerhalb unsrer Grenzen liegen. Die künstliche Züchtung des Polentums und seines politischen Einflusses auf den Staat, die in Österreich seit Jahrzehnten systematisch betrieben worden ist und das Polentum zu einer dem Deutschtum überlegnen Macht im Lande gemacht hat, konnte auf die Verhältnisse in den polnischen Gebietsteilen Preußens mit der Zeit nicht ohne Einfluß bleiben. Aber wenn Österreich den Polen damit einen verspäteten Dank für die Rettung Wiens im Jahre 1683 abträgt, so besteht für Preußen ganz und gar kein Grund, sich an diesem Geschäft zu beteiligen. Wir haben vielmehr allen Anlaß, gegen den terrorisierenden Bruchteil so energisch wie möglich vorzugehen, die verführte breite Masse aber dafür um so wohlwollender zu behandeln, ohne dabei den preußischen Staatszwecken auch nur das Geringste zu vergeben. Unsere jetzige Polenpolitik richtet sich in ihrer ganzen Betätigung gegen alle Polen ohne Ausnahme. Damit wird ihre Widerstandsneigung und Widerstandskraft hervorgerufen, der Arbeit der Agitatoren Vorschub geleistet. Wir hämmern sie zusammen, anstatt sie auseinander zu treiben, unter Nichtbeachtung der alten Regel der Staatskunst: *Divide et impera!*

Den Einfluß des polnischen Fanatismus abschwächen und eindämmen, ihm die Giftzähne ausbrechen, den deutschen Einfluß stärken, die Deutschen dort selbstbewußter machen, das lokale Zusammenwirken unter Ausschließung nationaler Gegensätze vervielfachen, das ist die Aufgabe. Der Mitwirkung zu solchen positiven Zielen wird sich auch der Reichstag nicht versagen können, andernfalls täte er es zu seinem und des Reiches Schaden. Zunächst werden starke Schutzdämme gegen die polnische Hochflut aufgerichtet werden müssen. Einer der wichtigsten wäre der beschleunigte Erlass einer Verordnung, die den Erwerb von Grundbesitz in Stadt und Land in Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien von der Ableistung des Homagialeides abhängig macht. Das sollte schnell und ohne Verzug ins Werk gesetzt werden, im Notfalle auf dem Verordnungswege vorbehaltlich der einzuholenden Genehmigung des Landtags. Die Engländer haben den Homagialeid in Südafrika eingeführt, sie wußten wohl, weshalb sie es taten. Auch für die Ostmarken müßte der Bruch dieses Eides unter strenge Strafen gestellt werden. Es wäre das sicherlich eine der besten Schutzmaßnahmen, die der Staat treffen könnte, ja er würde sie im Bedarfsfall auf alle Polen in ganz Preußen ausdehnen müssen. Mag es gelegentlich noch so sehr geleugnet werden, die Tendenz der polnischen Bewegung bei ihren eigentlichen Leitern ist auf die Trennung von Preußen und auf die Wiederherstellung eines polnischen Reiches gerichtet, dessen westliche Grenze etwa die Oder sein würde. Die Sokolvereine bedeuten nichts anderes. Gegen den Reichs- und Landesverrat richtet man den Homagialeid auf. Den treuen Bürger belastet und belästigt er nicht, den untreuen zu schonen liegt kein Grund vor. *g*

Militärnörrgelei. Die jüngsten Verordnungen über Änderungen an den Offiziersmänteln haben der Presse in der Festtagszeit wieder eine willkommene Gelegenheit gegeben, das alte Klage lied über die angeblich verrotteten und haltlosen Zustände in unserm Heerwesen anzustimmen. Dieses Klage lied mit dem wehleidigen Rehrhein: Was soll das werden, wie soll das enden! finden wir nicht nur in den sozialdemokratischen und den liberalen Blättern, sondern auch die konservativen Parteiführer zeigen ernste Kummerfalten, sind sehr besorgt um des Vaterlandes Wohl und heben warnend den Zeigefinger. Ein Blatt versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Stellung des neuen Kriegsministers dem Reichstage gegenüber davon abhinge, welche Ansicht er über diese Mantelverordnung vortragen würde. Welche Urteilslosigkeit und welches fade Spießbürgertum! Die Verordnung verlangt, daß auch an dem Mantel der Dienstgrad des Offiziers erkennbar sei; der Vorgesetzte soll wie der Untergebene an dem Abzeichen auf dem Mantel sehen,

ob er einen Leutnant, einen Hauptmann, einen Stabsoffizier, einen Militärarzt oder einen Militärbeamten vor sich hat. Bis jetzt war das nicht möglich, wenn der Offizier den Mantel trug; denn der Mantel verdeckte alle Abzeichen, und man konnte nur an dem mehr oder weniger verwitterten Gesicht den Dienstgrad ungefähr erraten. Daß diese Unsicherheit schon oft Veranlassung zu Mißverständnissen und Weiterungen gegeben hat, weiß jeder, der Soldat gewesen ist. In andern Armeen haben sich diese Mantelabzeichen vortrefflich bewährt, und man versteht nicht, wie die Presse gegen eine gute und gesunde Neuerung Front machen kann. Aber genörgelt muß werden, und da kommt denn eine Zeitung auf das geradezu kindische Bedenken, daß die Achselstücke auf dem Mantel durch den Regen leiden würden, daß der Mantel ja gerade deshalb getragen würde, die Achselstücke auf dem Waffenrock zu schützen, und daß der arme Leutnant unmöglich noch vier oder fünf Mark für neue Abzeichen ausgeben könnte! — Auch der gute und vernünftige Gedanke, daß der Mantel am Rücken weit und bequem und mit einer Längsfalte versehen sein müsse, will den Nörglern nicht einleuchten. Und dabei könnten sie sich jeden Tag auf der Straße überzeugen, wie unmilitärisch und widerwärtig die neue Mode der knapp anliegenden Mäntel und Paletots aussieht, wie unpraktisch diese sind, und wie der Gurt an dem Rücken dieser engen Mäntel vollständig zwecklos geworden ist. Es ist ein wahrer Segen, daß gegen diese Verhuzung der Uniform eingeschritten wird. Der Kriegsminister aber wird sich durch dieses Preßgeschrei hoffentlich nicht ins Bockshorn jagen lassen und im Reichstage den Militärnörglern, die keine rechte Freude am Heere mehr aufkommen lassen wollen, eine geharnischte Abfertigung erteilen.

König und Prophetin. Es sind ganz eigentümliche psychologische Zeugnisse, die Ludwig Geiger in seinem Buch über Bettine von Arnim und König Friedrich Wilhelm IV. (Literarische Anstalt, Frankfurt a. M., 1902) den Archiven entnommen hat und durch verbindenden Text erläutert der Beurteilung vorlegt. Beide ein paar enthusiastische, begeisterungsfähige Naturen, die, wie der König selbst es ausdrückt, von dem Gemeinen und Alltäglichen nichts wissen wollen — die aber doch einander innerlich fremd sind und bleiben. Das lehrt der interessante Briefwechsel, der hier zum erstenmal veröffentlicht wird, aufs neue. Er umfaßt ein reichliches Jahrzehnt und ist vorwiegend politisch gefärbt. Von den literarischen Beziehungen fesseln am meisten die schwungvollen Briefdithyramben, die der Veröffentlichung des merkwürdigen Königsbuches vorausgehen. Denn sie zeigen den innigsten Zusammenhang mit diesen poetischen Improvisationen. Die leichte, lustige Form des Briefes ist Bettinen eben für ihre überquellenden Gedanken das einzig angenehme Gefäß. So erklärt sich auch der auffallende Mangel künstlerischer Komposition in ihren Werken. Sie redet, wies ihr der Geist oder vielmehr das Herz gebet, forttreibend und sprunghaft, bald plaudernd wie ein Kind, bald schwärmerisch wie ein liebendes Weib, bald flammend wie eine — Prophetin! Ja, zukunfts-freudig ist sie wie selten eine. Als Befreierin fühlt sie sich berufen, und als ideale Vertreterin des Volkes tritt sie an die Stufen des Thrones, das Wort erhebend für politische, religiöse und soziale Probleme. Denn in dem König sieht sie des Volkes strahlenden Genius, der es stärken und erleuchten soll zu kühner Tat. So wird ihr das Königsbuch eine Art Selbstbefreiung, ein heiliges Vermächtnis. Die neuen Briefe sind also der schönste Kommentar für das Verständnis dieses Werkes, das Bettinens Verehrer Stahr wegen seiner visionären Sprache nicht unzutreffend als „Lieder ohne Worte“ charakterisierte. Und gerade weil der äußere Erfolg den Erwartungen ebenjowenig wie der innere entsprach, sei an einen begeisterten Lobeshymnus Gukfows erinnert, der von dem Buch wie berauscht war und unter der Devise „Diese Kritik gehört Bettinen“ versicherte: „Im Kristallglase ihrer stilistischen Schönheiten, mit all den wunderlichen, eingeschliffnen Blumen ihrer gewohnten Darstellungsweise kredenzt die anmutige Zauberin uns diesmal . . . reine, frische Quellflut, reines, kristallhelles Maß vom Borne der Natur, aus der Zisterne der gesunden

Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, gesinnungsfrische Buch! Ein bei aller Überschwenglichkeit bezeichnendes Zeugnis.

Mit den Zensurherereien, die ihr folgendes Buch „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ erfuhr, das aus rein formellen Gründen — es war ein harmloses Werk schwesterlicher Pietät — beanstandet wurde, bis es auf Befehl des Königs freigegeben wurde, befaßen sich eine Reihe weiterer Briefe. Am eingehendsten aber wird ihre politische Tätigkeit durch das mitgeteilte neue Material beleuchtet. Es zeigt den eignen Widerspruch, wie Bettine, obgleich sie selbst wiederholt versichert, daß sie keine Zeitung lese, und obgleich sie sich auch des politischen Urteils und aller politischen Erbitterung bescheidet, doch unermüdlich politische Fäden spinnt und sich auch durch Mißerfolge lange nicht beirren läßt, bis sie zuletzt wehmütig resignierend zur Seite tritt. Positiven Einfluß hat sie mit ihren zahlreichen Reformvorschlägen nicht gehabt, konnte ihn wohl auch nicht haben, weil sie einer ausgesprochenen Gefühlspolitik huldigte und den realen Verhältnissen nicht den zukommenden Wert beilegte. So kommt es zu einer Enttäuschung nach der andern. Der Anerkennung ihres redlichen Strebens, zu helfen und zu fördern und namentlich eine freimittige Vermittlerin zwischen König und Volk zu sein, tut das aber keinen Eintrag. Denn wenn sie sich selbst dazu verstand, ihm sogar eigne Vorschläge für ein zeitgemäßes liberales Ministerium zu übermitteln, so wollte sie damit nur dem Gesamtinteresse dienen. Sie gesteht ihm selbst (S. 116 f.) „Einfluß haben ist mir nichts . . . Nur wenn mein guter Dämon mich trieb, mich des Höhern und Bessern anzunehmen, hab ich mich oft in Stellungen versetzt, die andre gewagt nennen, aber nie, daß ich hätte eine Rolle spielen wollen.“

Weil sie aber die Sache des Volkes führen will, sieht sie ihre geschwornen Feinde in den reaktionären Ministern und macht aus ihrem Haß gegen diese den König absperrende Phalanx nirgends ein Hehl, sodaß der König selbst seine Beamten in Schutz nehmen muß. Daneben erfahren wir viel von den Placereien durch Polizei und Zensur, die ihr manche gereizte, oft bissige Bemerkungen entlocken. Daß sie es selbst an Herausforderungen nicht fehlen ließ, zeigt die souveräne Art, wie sie z. B. mit dem Berliner Magistrat umspringt.

Wie sie als Anwalt der politisch Verfeimten ihre Stimme erhebt, verteidigend, entschuldigend, fürbittend, läßt sich an zahlreichen Beispielen verfolgen. Ihr gutes Herz spricht immer vernehmlich, wenn es ihr auch an politischer Einsicht gar oft fehlte. Der König selbst erkennt ausdrücklich den edeln Drang, Leiden zu mildern, als echt weiblich an. Dennoch legt ihm sein königliches Pflichtgefühl gebieterisch Schranken auf. „Begnadigen, wie Sie wollen, um nichts und wieder nichts ist schön und warm im weiblichen Herzen; bei den Männern, die ein gegebenes Amt zu verwalten haben, ist es pure Torheit“ (S. 172). So muß sie sich bei ihren Vermittlungen für den denunzierten schlesischen Fabrikanten F. W. Schläffel, den politischen Aufrehrer Mieroslawski, den Dichter Gottfried Kinkel usw. manche Abweisung und Bekehrung eines andern gefallen lassen. Und doch läßt sie den Mut so leicht nicht sinken. Denn: „Beschützer der Unterdrückten, so wollte ich so gern sein, und wo ich ging und stand, sann ich auf diesen Juwel, ihn an der Stirn zu tragen.“ Das ist ihr eignes Bekenntnis.

L. Geiger hat sich durch dieses wertvolle Buch und die mit kundiger Hand gegebenen Erläuterungen Dank und lebhafteste Anerkennung verdient. Man muß wünschen, daß er aus den gebrochenen Bausteinen selbst das biographische Gebäude aufführt. Stattlich und interessant muß es werden. O. S.

Die Komödie auf Kronborg. Aus einem Gespräch, das Sophus Bauditz mit dem Schriftsteller C. C. Clausen über sein letztes Werk hatte, und das dieser in einer dänischen Zeitschrift veröffentlicht hat, teilen wir folgende Äußerungen mit: Mein jüngstes Buch wird vermutlich auch das letzte sein, das ich hinaussende. Nicht weil ich im Prinzip nicht mehr schreiben wollte oder nichts mehr zu schreiben hätte,

sondern weil alle Bücher, die ich geschrieben habe — mit Ausnahme der ersten, als ich noch ganz jung war —, alle Bücher, die ich in den letzten 23 Jahren, wo ich verheiratet war, geschrieben habe, in der Weise entstanden sind, daß meine verstorbene Frau und ich vom ersten Anfang an, kann ich sagen, miteinander den Plan entworfen und besprochen und Figuren und Einzelheiten eingehend erörtert haben. Und wenn ich sie niederschrieb — meist geschah dies in den Sommerferien —, so waren in der Regel alle Details im voraus geordnet, und ich kann sagen, daß ich ihr jede Seite, die ich schrieb, vorlas, mit ihr darüber sprach und aus ihrer Kritik beständig Anregung empfang. Sie war von der größten Liebe zur Poesie und zur Kunst befeelt und hatte das feinste Verständnis für alles, was darauf Bezug hatte. Niemand hat geahnt, daß sie mehrere kleine Sachen, in Prosa wie in Versen, die auch gedruckt worden sind, allerdings ohne ihren Namen, geschrieben hat. Sie modellierte auch ganz außerordentlich hübsch, ohne es je gelernt zu haben, sowohl Büsten als Reliefs, und in allen, was sie anfaßte, kam ihre Liebe zum Schönen und Reinen zum Ausdruck.

Und deshalb — ja, man soll die Zukunft nicht voraussagen, aber ich kann mir jetzt jedenfalls nicht denken, daß ich je wieder etwas größeres zu schreiben vermag. Ich glaube, dieses Buch bleibt das letzte. Es erhielt auch auf eine so merkwürdige Weise seinen Abschluß. Ein paar Jahre hatte ich daran gearbeitet, dafür gesammelt und darüber nachgedacht; ich hatte es schon zum drittenmal vollendet — ich arbeite meistens jedes Buch dreimal durch —, und nun wollte ich mir gern noch einige unbedeutende Kleinigkeiten in den Lokalverhältnissen von Helsingör und ganz besonders von dem Karmeliterkloster ansehen. So zogen wir Ostern nach Helsingör hinauf. Dort wurde meine Frau krank, von dort brachte ich sie krank nach Hause — glücklicherweise erreichten wir noch unser Heim in Charlottenlund. Hier starb sie nach vierzehntägigem Krankenlager. Wenn man weiß, wie wir zusammen gelebt und gearbeitet hatten, wird man verstehen, daß ich wahrscheinlich nie mehr ein größeres Buch schreiben werde.

Was nun das Buch selbst anbetrifft, so wird jeder verstehen, daß ich nicht als Historiker aufträte; es war durchaus nicht meine Absicht, die Behauptung aufzustellen, Shakespeare sei wirklich in Helsingör gewesen, sondern ich habe eine dichterische Darstellung davon gegeben, wie Shakespeare in Helsingör hätte gewesen sein und Motive von seinem dortigen Aufenthalt zum Hamlet hätte benutzen können.

Frägt man mich aber, ob ich persönlich glaube, daß Shakespeare in Helsingör gewesen ist, so antworte ich, ja, das glaube ich unbedingt. Denn seine Bekanntschaft mit den Örtlichkeiten in Helsingör und den dänischen Verhältnissen, wie sie sich im Hamlet zeigt, ist weit zwangloser auf die Weise zu erklären, daß Shakespeare dort gewesen ist, als auf irgend eine andre. Und warum in aller Welt sollte er nicht dort gewesen sein? Im Jahre 1586 war dort, wie jetzt alle wissen, eine Gesellschaft von englischen Komödianten, die oben auf Kronborg spielten. Unter ihnen waren z. B. William Kemp, Thomas Pope und George Bryan, die später nachweisbar Shakespeares Kameraden am Theater in London waren. Selbstverständlich kann Shakespeare seine Kenntnisse von ihnen erhalten haben, aber es scheint mir eine weit natürlichere Vorstellung, daß er selbst in Helsingör gewesen sei, um so mehr, als kein Mensch weiß, wo er im Jahre 1586 war. Man weiß nur, daß er weder in seiner Vaterstadt noch in London war. Über das Schloß am Sund kann Shakespeare selbstverständlich aus den Erzählungen der Kameraden hinreichende Aufklärungen erhalten haben, aber es gibt andre Dinge im Hamlet, bei denen man sich schwer vorstellen kann, wie Shakespeare darauf gekommen sein sollte, wenn er sich nicht selbst eine Zeit lang in Dänemark aufgehalten hätte. Man denke zum Beispiel daran, daß Shakespeare, als er zwei dänische Abliche nennen will, gerade auf die Namen Rosenkrands und Gyldestjerne verfallen ist, die zu der Zeit am meisten im Vordergrunde standen. Man beachte die Äußerungen über die Trinkgelage in Dänemark, über Horatio, der in Wittenberg studiert, wo so viele Dänen aber so gut wie niemals Engländer studierten. Man denke an solche Dinge wie die Terrasse am Meer unterhalb Kronborgs, an

die indirekte Erwähnung der Rasematten. Und vor allem vergesse man nicht, daß der natürlichste Hintergrund für die Szene, wo Hamlet der Mutter gegenüber auf das Bild seines Vaters weist, gerade der Ritteraal auf Kronborg ist, wo Hans Kniepers berühmte Bilder von den 111 dänischen Königen, darunter Hamlet und seinem Vater, hingen. Eine Stelle, die besonders dagegen zu sprechen scheint, daß Shakespeare aus eigener Anschauung Kronborg gekannt habe, ist die, wo davon gesprochen wird, daß das Schloß auf einem Felsen geruht habe. Aber auch sie findet ihre ganz natürliche Erklärung, wenn man nämlich daran denkt, daß der berühmte „Lappenstein“, der so groß wie ein Haus war, und den Friedrich der Zweite mit ungeheurer Mühe von Grönnehaven dorthin hatte schaffen lassen, 1586 das Fundament für die südöstliche Bastion von Kronborg bildete. Wer in Kronborg gewesen war, hatte nicht vermeiden können, den „Lappenstein“ als eine der Merkwürdigkeiten des Schlosses und der Stadt zu sehen, und es war keine große dichterische Übertreibung, zu sagen, das Schloß ruhe auf einem Felsen.

Man könnte noch eine Menge anderer Dinge aus Hamlet aufzählen, die mit Bestimmtheit auf einen Aufenthalt Shakespeares in Helsingör deuten, und für mich liegt absolut kein entscheidender Beweis darin, daß sich sein Name nicht in dem Verzeichnis der englischen Komödianten, die 1586 dort spielten, findet. Denn wer kann beweisen, daß Shakespeare nicht aus irgend einem Grund im Ausland unter einem andern Namen aufgetreten ist, oder daß er nicht — wie ich es ihn in meiner Erzählung tun lasse — mit den Komödianten gekommen ist, aber aus irgend einem Grunde nicht zum Auftreten gekommen ist?

Ich habe aber gar nicht einen historischen Roman schreiben wollen, sondern habe auf Grund meines eignen bestimmten Glaubens eine frei erfundene Novelle geschrieben, die natürlich für den am meisten Interesse haben wird, der Hamlet kennt und etwas von Shakespeare weiß, die aber auch von dem gelesen werden kann, der Hamlet nie gelesen hat.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

„Kupferberg Gold“ ist trocken
und leicht, daher außerordent-
lich bekömmlich.

